Nebenbuhlerin.

Professor Hippel liebte seine junge Frau abgöttisch; aber ihre bei ihm wohnende Mutter trübte den ehelichen Himmel nicht selten dadurch, daß sie immer und überall eine Untreue des Schwiegersohnes witterte und es sich angelegen sein ließ, ihre Tochter zur Eifersucht zu reizen.

In den letzten Tagen hatte der Professor die ganze Stadt um ein Geschenk für Ernestinens Geburtstag, das sie sich schon lange wünschte, abgelaufen und es war ihm gelungen, einen Kaufmann aufzutreiben, der es von seinem Fabrikanten so rasch als möglich kommen lassen wollte.

Schon am nächsten Tage läutete Mittags ein Dienstmann an der Hausthüre und sprach hierauf heimlich mit dem Professor, der sich dann schnell entfernte.

Kaum war er fortgegangen, stürzte die Schwiegermama, welche natürlich gelauscht hatte, glühend vor Erbitterung zu ihrer Tochter. „Unglückliches Kind!" rief sie. „Nun ist kein Zweifel mehr, er betrügt Dich; er hintergeht uns auf die schändlichste Weise: Soeben brachte ihm ein Dienstmann die Botschaft, er solle eine gewisse Rosa — den anderen Namen konnte ich nicht verstehen —, die heute mit der Bahn angekommen sei, abholen!... O der Schändliche! Jedenfalls ist sie eine frühere Liebe von ihm, mit der er nun wieder zusammen kommt!... O Du Aermste, wie beklage ich Dich!"

In Thränen aufgelöst vernahm die junge Frau den entsetzlichen Bericht. —

Als der Professor Abends sehr vergnügt heimkam, traf er seine Schwiegermutter bleich vor Zorn, seine Frau aber ganz ermattet von Schmerz und Thränen.

„Ja, was ist denn los?" rief er und bemühte sich lange vergeblich, eine Aufklärung zu erhalten, bis sich endlich die Zunge der Frauen lösten und nun allerdings eine Sturmfluth von Anklagen über ihn hereinbrach.

„Pfui, Du schändlicher Betrüger!" schluchzte Ernestine.

„Sie erbärmlicher Mensch!" fuhr ihre Mutter fort, „o wir wissen Alles! ... Versuchen Sie nicht, sich auszureden!"

„Aber — ?" wollte er fragen.

„Schweigen Sie!" rief die Schwiegermama. „Ich habe es mit eigenen Ohren gehört, wie Ihnen die Botschaft hinterbracht wurde, auf welche Sie sich so eilig entfernten!... Nun, haben Sie jetzt Ihre „Rosa" glücklich von der Bahn abgeholt und ihr lange genug Gesellschaft geleistet, daß Sie sich endlich auch einmal wieder Ihrer armen, unglücklichen Frau erinnern können?"

Da plötzlich begriff der Professor und brach in lautes Lachen aus. Dann eilte er in das Nebenzimmer und kam mit einem eingewickelten Gegenstand zurück.

„Ja", sagte er, „ich habe sie abgeholt und sogar hierher in's Haus gebracht — gerade meiner Frau zum Geburtstag!... Hier ist sie", ruft er mit einem grimmen Blick auf die Schwiegermutter, „die gefährliche Nebenbuhlerin, diese verruchte — rosa Ampel, nach der sich Ernestine schon so lange gesehnt!"

Von dieser Stunde an waren die beiden Frauen von jeglicher Eifersucht geheilt.

A Schlaule.

A Wirthe hot letzscht ihren Ma'
Wertwitscht, wia—n—ear thuet füssa
Sei' Kellnere am Keller dra',
Man dia hot hola müessa
Von böta' rauf en Humpa Wei'.
Dau sott a Frau net wüatig sei! —

Sia stellt glei ihren Hans zur Red', —
„Was send denn dees für Sacha"! —
Doch dear hot scho' a—n— Ausred
g'het,
Und thuet derzua noch lacha:
„So", sait er, ma' am beschta merkt,
Ob sia se hot im Keller g'stärkt!

— Eingefälliger Gauner. Vertheidiger: Na, Pieske, da wären Sie ja wieder mal wegen mangelnder Beweise freigesprochen. Das hat aber diesmal eine Heidenarbeit gekostet, Sie loszureisen. — Gauner: Sei'n Sie ganz ruhig, ich werde mich schon dankbar erweisen. Wenn es sich nächstens mal um eine weniger mulwige Sache handelt, überrasche ich Sie durch ein nettes kleines Geständniß.

— Pünktlicher Wecker. Reisender (der im Bett furchtbar von den Wanzen gestochen wird): 's hat doch alles sein Gutes! Nun verschlaf' ich auch den — Frühzug nicht!

— O weh! Seitdem Freund Meyer verheirathet ist, hat er sein Telephon abgeschafft. — Aber weshalb denn? — Nun, seine Frau schreit so laut, daß man sie auch ohne Telephon meilenweit hören kann!

— Sparsam. Student: Donnerwetter, es hilft nichts mehr, ich muß jetzt anfangen, sparsam zu werden. Ich werde von jetzt an dem Kellner, der mir Abends meine zehn Schoppen bringt, nur fünf Pfennige Trinkgeld geben!

— Wichtige Beschäftigung. Fremder: Kann ich vielleicht den Herrn Rath sprechen? — Magd: Jetzt net, er sitzt im Garten und raucht seine Pfeife, da läßt er sich net gern stören!

— Variante. Junger Ehemann (auf dem Wege zu seiner Stammkneipe, singend): „Glücklich ist, wer vergißt, — daß er schon verheirathet ist!"

— Starke Zumuthung. — Arzt: Nun, wo fehlt's? — Patient: Rathen S' emal, Herr Doktor!

Der tolle Mielke.

Erzählung von K. v. Götzendorf-Grabowski.

Es war eine mittelgroße, im Posenschen gelegene, nach allgemeinem Urtheil reizlose Stadt, in der ich meine Kindheit verlebte, und als das „Damals" noch ein „Heute" war, erwies ich ihr wahrscheinlich auch nur die ihr zukommende Ehre. Jetzt aber vergoldet die Erinnerung ihre Zinnen, jetzt erscheint sie mir als der Garten Eden, in dem allein das echte Glück, der wahre Friede wohnten — in dem ich, wären meine Sinne nicht dazumal mit sieben Siegeln verschlossen gewesen, alle Schätze der Erde hätte finden und mir zu eigen machen können!

Zu den leichtesten Erinnerungen aus meiner an Licht und Liebe reichen Jugendzeit gehören die Stunden, die ich mit meinen Eltern auf sommerlichen Wanderwegen durch Feld und Wald verlebte. Unsere Seelen waren so vollkommen auf einen Ton gestimmt, daß wir alle Aeußerlichkeiten mit gleichen Augen ansahen, alle Empfindungen gemeinsam hatten oder doch einander voll nachzufühlen vermochten.

Bornberg—ich setzte aus naheliegenden Gründen einen erfundenen Ortsnamen an Stelle des wirklichen — zeichnet sich, wie gesagt, nicht durch landschaftliche Reize aus, allein es hat seinen Wald und sein Wasser. Das genügte uns, und wir fanden immer neue Schönheiten, immer neue, fesselnde Eigenthümlichkeiten an der altvertrauten Scenerie heraus.

Fehlte die Zeit zu weitern Touren, so wanderten Mutter und ich gar häufig mit unsern Arbeitstaschen am Arm die Thorner Chaussee, eine von der Stadt zum nahen Walde führende, von prächtigen alten Lindenbäumen eingesäumte Fahrstraße, hinunter und landeten in dem beliebten, vielbesuchten „Johannisgarten". Dieser umfangreiche, altmodische Grasgarten mit seinen ländlichen Eigenheiten und Vorzügen: dem reichlichen Baumschatten und der Fülle von Blumen, die man nach Belieben abpflücken durfte, den langen Tischen und Bänken von rohen Brettern, den großen Spiegelkugeln, in denen man sich selbst in lustiger Verzerrung wiederfand, und den primitiven Schaukeln, die den Beherzten dem Himmel so nahe brachten — dieser Garten ist der Schauplatz vieler, unvergeßlicher Erinnerungen für mich, von denen die meisten eitel Sonnenschein, einige aber auch sehr ernster Natur sind. Unter die letztern gehört die Geschichte vom „tollen Mielke".

Er hatte den Namen nicht von jeher getragen, und kein leichtfertiges oder abenteuerliches Leben veranlaßte dessen Entstehung. Die Mielkes erfreuten sich allgemeiner Achtung und gehörten zu den wohlhabendsten Grundbesitzern im bornberger Kreise. Sehr jung schon war Ernst durch den frühen Tod seiner Eltern zur Selbstständigkeit gelangt und hatte als Aeltester das schöne, schuldenfreie Familiengut Ostrewo übernommen; sein jüngerer Bruder stand als Secondelieutenant in einem Berliner Cavallerieregiment. Ich erinnere mich, daß die Tüchtigkeit und der zielbewußte Berufseifer des „jungen Mielke" — womit immer Ernst gemeint war, während sein Bruder „der Lieutenant" hieß — von den Bornbergern rühmend anerkannt wurde. Wir Kinder pflegten auf unserm Schulwege stehen zu bleiben und das schmucke, von spiegelblanken Rappen gezogene ostrewo'er Gefährt bewundernd anzustarren. Ernst kam häufig nach Bornberg und wirkte bei den zahlreichen musikalischen Veranstaltungen unserer kunstliebenden Stadt als hervorragender Dilettant mit. Kenner haben schon damals sein Klavierspiel, das sich durch hohe technische Vollendung auszeichnete, besonders aber mittels einer frappirend charakteristischen, stimmungsvollen Eigenart des Vortrags den Zuhörer zu elektrisiren oder zu erschüttern verstand, für etwas ganz besonderes erklärt; ein namhafter deutscher Pianist, der auf seiner Concertreise auch Bornberg berührte, rieth dem jungen Mielke allen Ernstes, „das ihm verliehene Göttergeschenk nicht in den Staub zu treten", sondern sein Leben der Kunst zu weihen. Der Erfolg sei ihm sicher! Ernst blieb, was er war, und machte die Kunst nicht zu seiner Herrin; wohl aber ist sie ihm lebenslang Freundin und Vertraute, Trösterin in allen schweren Stunden geblieben.

Bei einem Wohlthätigkeitsconcerte im Johannisgarten, zu dem meine Eltern mich mitgenommen hatten, spielte Ernst Mielke vierhändig mit einem schönen, blonden Mädchen, das mir in seinem schneeweißen Kleide wie ein Engel erschien, und die Leute sagten, das wäre die künftige Gutsfrau von Ostrewo. Wirklich verbreitete sich bald darauf die Nachricht von Ernst Mielke's Verlobung mit Wanda Ahlers, der einzigen Tochter seines Gutsnachbarn, des steinreichen Ahlers auf Groß-Kokuschken.

Für uns Kinder war dieses Brautpaar ein Gegenstand brennendsten Interesses, da uns Wanda mit ihrem wunderschönen Gesicht und den duftigen pariser Toiletten, an denen man nirgends eine Naht oder einen Stich sah, wie eine Fee erschien.

Gleich einer solchen hatte sie es auch vermocht, ihren Verlobten innerlich und äußerlich zu verwandeln. Ernst Mielke war für gewöhnlich ein ernster, verschlossener Mensch, in jenen Tagen aber lernten seine Augen und Lippen das Lachen, und es lag beständig ein Abglanz der in ihm wohnenden Seligkeit auf seinem schmalen, wettergebräunten Gesicht.

Schon zu jener Zeit, in der ein leuchtender Glücksstern über Ostrewo zu stehen schien, tauchten dunkle, unheilverkündende Gerüchte über den Lieutenant auf. Es hieß, er führe in der Hauptstadt ein leichtsinniges Leben und verthue viel Geld mit Wettrennen und sonstigen „nobeln Passionen". Sein eigenes Vermögen sei bereits hin, nun gehe es aus Ernst's Tasche.

Der junge Mielke, der am Todtenbette der Eltern gelobt hatte, Vaterstelle an dem Bruder zu vertreten, nahm es sehr ernst mit seiner Pflicht; zu ernst nach der Ansicht vieler. Er brachte große pecuniäre Opfer; Ostrewo ward mit bedeutenden Hypotheken belastet, die Ernst bei dem guten Stande seiner Besitzung ordnungsgemäß wieder abtragen zu können hoffte. Es kam indeß anders.

Lieutenant Stanislas, der reumüthig Besserung gelobt, dann aber vermuthlich den alten Schlendrian wiederaufgenommen hatte, traf plötzlich einmal bei Nacht und Nebel in Ostrewo ein. Ehrenschulden und allerlei unsaubere Händel, in die er sich durch seinen Leichtsinn verwickelt hatte, zwangen ihn zu schnellstem Verschwinden aus der bisherigen Lebenssphäre, und so befand er sich auf dem Wege nach Amerika. Den jungen Mielke traf dieser neue Schlag ganz unvorbereitet und besonders hart, da nur noch acht Wochen vor seiner Vermählung lagen. Trotzdem gab es nach seiner Ansicht nur einen Weg, sich mit der schlimmen Thatsache ehrenhaft abzufinden. „Du bist nicht werth, ein Mielke zu sein!" sagte er zu dem völlig zerknirschten Bruder. „Und an den Ernst deiner Reue glaube ich auch nicht mehr. Aber der gute, reine Name, den unsere Eltern uns hinterlassen haben, soll nicht befleckt vor der Welt dastehen, so lange ich es verhindern kann. Deine Angelegenheiten müssen geordnet, jeder Schatten von Schuld und Schande muß von dir genommen werden. Du sollst den bunten Rock ausziehen und nach Amerika gehen, aber nicht als Entehrter. Was du drüben treibst, mag unter einem andern Namen geschehen. Ich will jedermann hier frei in die Augen sehen dürfen, selbst um den Preis von Ostrewo!"

„Dein Schwiegervater wird es nicht zulassen, daß du Ostrewo verkaufst, sondern dir die erforderlichen Vorschüsse geben," sagte der immer wieder sanguinische Stanislas. „Er ist ja so reich, daß es nichts ausmacht. Und ihr steht so nahe vor der Hochzeit." Ernst hoffte das wohl in der Stille auch; wußte er doch, daß der alte Ahlers seine landwirthschaftliche Tüchtigkeit, das Kapital in seinen Händen und in seinem Kopfe als kluger Speculant auch nicht gering anschlug und sich für die Zukunft prattischen Nutzen davon versprach. Vor allem aber entschied wohl Wanda's Liebe die Sache in einfachster Weise zu seinen Gunsten.

„Ich darf einen Schwiegervater nicht um Beistand angehen, sondern muß es ihm überlassen, mir diesen anzubieten," erwiderte er dem Bruder. „Wohl aber halte ich es für meine Pflicht, ihm mitzutheilen, daß Ostrewo hypothekarisch belastet ist und wahrscheinlich verkauft werden muß; mit andern Worten: daß ich ein armer Mann bin und es meiner Braut unter den obwaltenden Umständen freistelle, ihr Wort zurückzunehmen."

„Das sind alles nur Formen", meinte Stanislas. „Zwischen dir und Wanda gibt es ja eigentlich kein „Mein und Dein" mehr. Ihr werdet mir noch einmal helfen, und ich werde es euch reichlich vergelten, denn ich gedenke als ein tüchtiger Kerl wiederzukehren. Warum sollte es mir in Amerika weniger als Onkel Juschu glücken?"

Onkel Juschu, ein entfernter Verwandter der aus einer alten polnischen Familie stammenden Frau Mielke, hatte seinerzeit daheim auch unter die „verlorenen Söhne" gehört und dann in der Neuen Welt sein Heil versucht, mit Erfolg, wie es hieß. Er war in Brooklyn Theilhaber an einer Papierfabrik. Nähere Nachrichten fehlten.

So ließ sich denn Ernst Mielke eines Tages seinen Harras satteln, um nach Groß-Kokuschken hinüberzureiten und sein demüthigendes Bekenntniß abzulegen. Aber das war schon gar nicht mehr nöthig. Die Spatzen, die die Geschichte bereits von den Dächern pfiffen, hatten das Geschäft offenbar auch in Kokuschken bestens besorgt. Denn just als Ernst Mielke sein Pferd besteigen wollte, trabte ein berittener Knecht von dorther, ein Bursche, der vordem oftmals den Liebesboten zwischen den Brautleuten gemacht hatte, in den Hof und überbrachte ihm einen Brief, dessen Adresse Wanda's Schriftzüge trug, und über dessen Inhalt niemals jemand genaueres erfuhr. Zweifellos gab ihm die ebenso kluge wie schöne Wanda darin, seiner eigenen Absicht zuvorkommend, sein Wort zurück: auf den Befehl Papas, der kein Vertrauen mehr zu Herrn Mielke's geschäftlicher Umsicht und Zuverlässigkeit habe und ihr niemals gestatten werde, eine auf so unsicherer Basis ruhende Verbindung einzugehen. Beinahe wörtlich so äußerte sich Fräulein Ahlers nämlich nach Auflösung des Verlöbnisses gegen ihre Bekannten, wodurch ihr Standpunkt in der Angelegenheit ja hinreichend charakterisirt ward.

Armer Ernst! Da zeigte es sich nun, daß er für das Weib, in dem er einen Engel gesehen, von dessen Liebe er das höchste erwartet hatte, auch nur die „gute Partie", der gesellschaftliche Concurrenzpreis, dessen Gewinnung Ehren- oder besser Eitelkeitssache gewesen! Ob und wie ihn dieser unerwartete und härteste Schicksalsschlag traf, ward zur Stunde offenbar. Sein alter polnischer Kutscher, der ihn das Schreiben öffnen sah, äußerte späterhin in seinem gebrochenen Deutsch: „War sich, als greift aus Brief Hand heraus und schlagt Panni nieder, so sein Panni (Herr) zusammengeknickt! War sich das wie Todtschlag wahrhaftiges!" Der wackere Alte hatte recht. Es war ein Todtschlag. Und was in jenen Augenblicken starb, erwachte niemals wieder zum Leben.

Wir Kinder erfuhren natürlich damals die Einzelnheiten dieser Tragödie nicht und würden sie auch nicht verstanden haben. Wir wußten nur, daß die großartige Hochzeit, die in Bornberg gefeiert werden sollte, und von der wir von der Straße aus viel mitzuerleben gehofft hatten, nicht stattfinden würde, daß Ernst Mielke plötzlich ganz arm und aus Kummer darüber tiefsinnig, der Volksmund sagte „toll", geworden war. Und von da an hieß er nicht mehr der „junge", sondern der „tolle" Mielke.

Es lag kein Grund vor, ihn in ein Irrenhaus zu sperren, denn die Gestörtheit seines Geistes äußerte sich niemals in gewaltthätiger Weise, sondern lediglich darin, daß er nichts mehr von der Welt wissen wollte, niemand, einschließlich seiner nächsten Bekannten, mehr zu kennen schien und niemals mit einem Menschen redete, wenn es sich nicht um ökonomische Anordnungen handelte. Darin war er nämlich ganz klargeistig geblieben. Ostrewo ging in die Hände des jüdischen Geldverleihers über, an den die Hypothekenschuld zu zahlen war. Lieutenannt Stanislas zog weißgewaschen und mit einem Nothgroschen in der Tasche gen Amerika. Ernst Mielke aber ward, nachdem er das alles vollbracht und dann wie ein von Räuberhand Ausgeplünderter verlassen am Wege zurückgeblieben war, von einem geradezu fieberhaften Thätigkeitsdrange ergriffen. Er siedelte als Verwalter nach Rosenau, der Besitzung eines alten Freundes, über und arbeitete dort für zehn, arbeitete vom ersten Tagesgrauen bis in die sinkende Nacht hinein. Rosenau und sein Besitzer gewannen dadurch nicht wenig, aber der „tolle Mielke" vielleicht am meisten. Er hatte so die einzig mögliche Form für ein Weiterexistiren gefunden.

Und wieder begann man in Bornberg und Umgegend von Ernst's landwirthschaftlicher Befähigung und seinem eisernen Fleiße zu reden. „Er wird sich wieder emporarbeiten," hieß es. Aber das schien gar nicht in der Absicht des tollen Mielke zu liegen. Sein Ehrgeiz schien in jener schlimmen Stunde mitgestorben zu sein. Was er einnahm, ward in ein Schubfach gelegt, worin es verstauben konnte. Er brauchte ja so wenig zum Leben und hatte keine Wünsche mehr. Eins nur, eins war ihm Daseinsnothwendigkeit wie Nahrung und Luft: die Musik.

Seinen schönen Flügel hatte er als einziges Werthstück mit nach Rosenau genommen und benutzte ihn wohl auch, doch band ihn, seit er der „tolle" Mielke geworden, ersichtlich ein ganz besonderer, geheimnißvoller Zauber an den Johannisgarten und das im dortigen Gesellschaftszimmer stehende altmodische Tafelklavier, das denn auch trotz seiner geringen Leistungsfähigkeit unter Ernst's Meisterhänden allemal wie mit Sirenenstimmen zu singen begann. Möglicherweise hing die Erinnerung an Wanda, an das gemeinschaftliche Musiciren im Johannisgarten, das ihre Herzen zueinandergeführt hatte, mit dieser Vorliebe zusammen. Thatsache war es, daß Ernst Mielke fast allabendlich von Rosenau, das jenseit des an die Thorner Chaussee grenzenden Wäldchens lag, herübergeritten oder gegangen kam, um hier seinen bescheidenen Imbiß einzunehmen. War das Gesellschaftszimmer leer und unbeleuchtet so setzte er sich regelmäßig ans Klavier. Ob Leute vom Garten aus zuhörten, kümmerte ihn nicht; nur ihre unmittelbare Nähe, ihr Anstarren störte ihn. Und nachdem man das in Erfahrung gebracht hatte, ging man ihm still aus dem Wege, denn er hatte keinen einzigen Feind und ward um seines Klavierspiels willen von vielen geliebt.

Es schien, als habe sich sein musikalisches Können im Feuer der Trübsal noch erweitert und vertieft; seinem Genius waren gleichsam Engelsschwingen gewachsen.

So zog denn das abendliche Klavierspiel des tollen Mielke Schaaren von heimlichen Zuhörern aus allen Kreisen in den Johannisgarten. Nicht nur Bornberg und dessen nächstelUmgebung, sondern auch die Nachbarstädte stellten schließlich ihr Contigent. Der Garten mußte nach der rückwärts anstoßenden Wiese hin erweitert werden, und zwei schön frisirte städtische Kellner flogen mit wedelnden Frackschößen und Servietten darin umher. Der Wirth machte glänzende Geschäfte, und der tolle Mielke war sein geschätztester Gast. Ein besonders bequemer Stuhl, ein Stammsseidel mit versilbertem Deckel erwarteten ihn allabendlich, und das Gesellschaftszimmer hatte er in jenen Abendstunden immer für sich allein. Aber er merkte wohl niemals etwas von dem allen; auch davon nicht, daß er vor einem so zahlreichen und auserwählten Auditorium spielte wie der namhafteste Künstler. Die Wirklichkeit versank für ihn, sobald er die nervigen, gebräunten Hände auf die Tasten legte, und aus den Tönen stieg ihm eine andere Welt empor, in der er frei und gesund, in der er ein König war! Mielke spielte, was ihm eben in den Sinn kam, modernes und classisches, mit bewundernswerther Präcision aus dem Gedächtniß; den größten Erfolg erzielten indeß jedesmal seine selbstgeschaffenen Stimmungsbilder und Tonarabesken. Diese reihten sich in immer wechselndem Ausdruck und Colorit wie bunte phantastische Träume aneinander und offenbarten, von der Minute geboren und mit ihr verklingend, den ganzen Reichthum einer edeln, vom heiligen Feuer echter Künstlerschaft durchglühten Menschenseele, der es bestimmt war, für immer ein unerschlossenes Sesam zu bleiben.

Mielke wiederholte sich fast niemals. Nichts eigenes gab er zum zweiten Mal, außer einer einzigen, volksliederartigen Weise, die von besonderer Schönheit war und ihre besondere Geschichte hatte. Der Besitzer von Rosenau behauptete nämlich, Mielke habe das Lied in der Nacht nach der Auflösung seines Verlöbnisses componirt. Er, der Berichterstatter, sei durch den beunruhigenden Gemüthszustand seines jungen Freundes dazu bewogen worden, jene Nacht in Ostrewo zu verweilen. Mielke habe das gar nicht beachtet, sondern sich bis zum Morgengrauen in allerlei wilden und todestraurigen Phantasien auf dem Flügel ergangen, aus denen dann plötzlich wie eine weiße Blume jene rührend-schöne Melodie herausgeblüht und von Mielke mehrmals mit eigenartiger Betonung wiederholt worden war. Auf des Zuhörers Ermahnung, sich nicht völlig aufzureiben, habe Mielke wie im Traum erwidert: „Laß mich, mein Alter, laß mich! Das ist ja mein Abschied vom Glück!"

„Abschied vom Glück" nannten denn auch wir fortan jene wunderbar zarte, schwermuthvolle Moll-Phantasie, die uns immer so besonders bewegte, wenn der tolle Mielke sie einmal in das bunte Allerlei seiner musikalischen Träume verflocht. Vergeblich versuchten geübte Musiker, die Melodie nachzuschreiben. Sie verflüchtigte sich unter ihren Händen. Und heute leben nur noch ein paar süße, verlorene Töne in der Erinnerung.

Die Jahre vergingen. Wanda Ahlers hatte sich „gut" verheirathet. Von Stanislas kam erfreuliche Kunde herüber. Er hatte Onkel Juschu als den Eigenthümer der Papierfabrik, in der er ehedem nur Factor gewesen war, aufgefunden und von ihm sogleich eine einträgliche Anstellung erhalten. Er hielt auch sein Wort und wurde ein „tüchtiger Kerl". Aber die Briefe, in denen er dem Bruder getreulich über sein Leben und Streben, seine Aussichten und Hoffnungen berichtete, sammelten sich unerbrochen auf dem Schreibtische des tollen Mielke an. Sie wurden niemals gelesen und dienten emsigen Spinnen als Hauptquartier. Da gab denn Stanislas endlich das Schreiben auf. Eines Tages aber — ich wanderte bereits als empfindsamer Backfisch mit himmelblau durchflochtenem Mozartzopf, meinen Heine oder Lenau im Arbeitsbeutel, an Mütterchens Seite zum Johannisgarten — eines Tages kehrte er selber ganz unerwartet in die Heimath zurück und lenkte seine Schritte sogleich nach Rosenau, wo er den Gutsherrn allein fand. „Ernst bringt seine Abende regelmäßig im Johannisgarten zu, da findest du ihn bestimmt auch heute", sagte der. „Aber du mußt dich darauf gefaßt machen, von ihm nicht wiedererkannt zu werden. Er kennt niemand mehr."

„Die Freude wird ihn curiren!" meinte Stanislas zuversichtlich. „Mein ganzes, ferneres Leben soll der Aufgabe gewidmet sein, ihn die um meinetwillen erduldeten Leiden vergessen zu lassen. Und er soll Ostrewo wieder haben! Die Rückkaufsverhandlungen sind bereits eingeleitet. Ich bin nämlich heute nicht mehr der Thunichtgut und Habenichts von anno dazumal, mein Lieber. Onkel Juschu, der sich meiner in Amerika wahrhaft väterlich angenommen, hat vor einigen Monaten das Zeitliche gesegnet und mich zu seinem Erben eingesetzt. Für die Fabriken habe ich schon einen guten Käufer und gedenke mich nach Abschluß des Geschäfts dauernd in der Heimath anzusiedeln. Meinst du nicht, daß es mir gelingen wird, mit all diesen guten Neuigkeiten günstig auf Ernst einzuwirken und ihn schließlich dem Leben zurückzugewinnen?"

Der Rosenauer murmelte etwas unverständliches, das Stanislas für eine Bejahung nehmen konnte, und dann gingen sie beide, um Ernst aufzusuchen. An jenem Abend war der Johannisgarten zufällig nur schwach besucht, woran der Gewitterregen des Spätnachmittags die Schuld tragen mochte. Als Stanislas und der Rosenauer eintrafen, war schon wieder das schönste Wetter, und die erfrischte Natur stand neubelebt, und Thränen lächelnd, da, rosig überglüht von den letzten Strahlen der Abendsonne. Wie ein Lauffeuer verbreitete es sich unter den wenigen Gartenbesuchern, zu denen auch wir gehörten: jener fremdländisch aussehende Herr mit dem englisch verschnittenen Backenbart sei der „Lieutenant", der „drüben" reich geworden und nun heimgekehrt sei, um Ostrewo wiederzukaufen und die Familie zu neuen Ehren zu bringen.

Der tolle Mielke saß im dämmerigen Zimmer und musicirte. Stanislas, der ihn nicht unterbrechen wollte, lehnte außerhalb des weinumsponnenen Fensters und sah aus, als könne er sein Verlangen nach der Wiedervereinigung mit demjenigen, dessen Brudertreue ihn vom moralischen Tode errettet hatte, nur mit Mühe bemeistern. Auch unsere Herzen schlugen voll banger Erwartung. Der Ruhigste von uns allen war wohl er selbst, der tolle Mielke, dessen Seele gerade heute durch lose aneinandergereihte Phantasien in den wunderbarsten Gefühlsaccenten zu uns sprach. „Es ist wie eine Autobiographie in Tönen", sagte mein Mütterchen. „Ich sehe Ernst's ganzes vergangenes Leben an meinem innern Auge vorüberziehen!" Und wie zur Bestätigung ihrer Worte, vernahmen wir jetzt die sanft klagenden Mollaccorde, die den „Abschied vom Glück" einleiteten.

Athemlos, fast andächtig lauschten wir alle. Wie sprechend deutlich, wie rührend schön waren Schmerz und Kampf, war der endliche Sieg eines edlen Herzens über sich selbst zum Ausdruck gebracht! Ein Chor lieblicher, aus Wolken niedertönender Engelstimmen schien diesen Triumph des Lichtes über die Finsterniß von fernher zu geleiten. Leise und abgebrochen, wie in einem sehnsuchtsvollen Abschiedsgruß an das scheidende Glück, erstarb die Melodie. Kein Auge war trocken geblieben. Und als es nun still im Zimmer geworden war, stürzte Stanislas vorwärts! Wir drängten, ohne es selbst recht zu wissen, nach. Uns allen gehörte ja der tolle Mielke, also auch das lichte Schlußkapitel seines dunkeln Lebensromans!... Ein weißer Schmetterling war zum Fenster hereingekommen und hatte sich auf den Tasten niedergelassen. Ernst saß zurückgelehnt im Klavierstuhl und schien in tiefe Träumereien versunken, so daß er unsern Eintritt nicht hörte. Sein Antlitz sah in der blassen Mondbeleuchtung auffallend farblos, aber auch sehr friedlich aus; breit lagen die Lider über den großen, müden Augen. Stanislas trat zu dem Träumenden hin und legte die Hand auf seine Schulter. „Ernst! Bruderherz!" sagte er mit bebender Stimme.

Der weiße Schmetterling flog erschreckt auf; ganz in der Nähe weinte ein Kind. Aber der Angerufene bewegte sich nicht. Da tönte plötzlich ein langgezogener, stöhnender Schmerzenslaut durch den stillen Raum und fand ein Echo in unsern mitfühlenden Herzen. Stanislas war am Stuhle des Bruders in die Knie gesunken und hatte das Antlitz mit den Händen bedeckt. Den tollen Mielke kümmerte auch dieses nicht. Der tolle Mielke war todt.

Hetzteufelchen.

Hüte die Worte und wäge den Sinn:
Wohnen gar arge Hetzteufelchen drin;
Ist dir ein unbedacht Wörtlein entfloh'n,
Spürst du die Teuflein, die listigen schon;
Flüstern und raunen dem andern in's Ohr,
Bis es den richtigen Sinn verlor!

Machen die Worte so bös und so schwer,
Keines versteht dann das andere mehr,
Huschen vom Ohr nach dem Herzen zuletzt —
Und dann wird weiter geschürt und gehetzt,
Wird in den Adern das Blut erhitzt,
Bis es voll Zorn aus den Augen blitzt!

Machen so groß und so schwer die Schuld,
Machen so klein und so kurz die Geduld,
Bis jedes Wort ein Verbrechen scheint
Und aus dem Liebsten ist worden ein Feind —
Hüte die Worte und wäge den Sinn:
Wohnen gar arge Hetzteufelchen drin!

Was ist die Liebe?

Endlich, endlich, nach dem jahrtausendelangen vergeblichen Grübeln über die Liebe, erbarmt sich ein Franzose, Gaston Danville, der rathlosen Menschheit und gibt ihr eine befriedigende Erklärung dieser Kinderkrankheit: „Die Liebe," sagt dieser moderne Philosoph, ist eine emotive, spezifische Entität, bestehend aus einer mehr oder weniger permanenten Variation des affektiven und mentalen Zustandes eines Subjekts, gelegentlich der Realisation — durch Inswerksetzung eines specialisirten Mentalprozesses — einer exclusiven und bewußten Systematisation seines Sexualinstinkts auf ein Individuum des anderen Geschlechts. Gewöhnlich ist dieses Phänomen von einer Exaltation des Wunsches begleitet." Besten Dank, Herr Danville! Nun wissen wir doch ein- für allemal und ganz genau, was die Liebe ist.

Eingegangen.

Der Herr Lehrer, der Förster, der Flößertoni und der Hannes sitzen am Sonntag Vormittag im Wirthshaus und unterhalten sich. Das große Wort hat, wie immer, der Flößertoni, dessen Redeseligkeit in der ganzen Gegend bekannt ist.

Plötzlich sagt der Förster zu ihm: „Hör', Toni, wenn D' jetzt a' ganze Stund lang staad bist und net a' oanzig's Wörtl sagst, hernach zahl' i' Dir all' dös Bier, was D' in dera Zeit trinkst!"

„'s gilt!" ruft der Toni, und sogleich — es ist gerade elf Uhr — beginnt die Prüfung.

Die andern Drei reden über die interessantesten Sachen und haben gerade heute immer die entgegengesetzte Ansicht von dem, was der Toni denkt. Der aber hält sich tapfer und trinkt schweigsam eine Maß nach der andern. —

Wenige Minuten vor zwölf Uhr hält er wieder den leeren Maßkrug mit stummem Wink der Kellnerin hin. Da sagt der Förster: „Leni, jetzt bringst D' nur noch Halbe!"

„Na — a' Maß!" schreit wüthend der Toni, und — hat die Wette verloren. — — Die Ander'n aber haben einmal eine Stunde Ruhe gehabt.

— Das artige Fritzchen. — Tante: „Hier, Fritzchen, hast Du ein Stück Kuchen. Nun, was muß man sagen?" — Fritzchen: „Ich bitte noch um eins."

Mehr Licht!

Dank dem unermüdlichen Fleiß unserer Techniker, dank dem erfinderischen Geist der Forscher können wir die künstliche Beleuchtung im Hause nach unserem Belieben und Geschmack zweckmäßig einrichten. Dank dem Petroleum und der mustergiltigen Beschaffenheit der Lampen kann selbst in der Wohnung der weniger Bemittelten heute die Lichtfülle auf dem Arbeitstische herrschen, welche die Gesundheitslehre verlangt. Die große Lampe, die tagsüber am Himmel leuchtet, ist uns unerreichbar, an ihr können wir nicht nach unserem Wunsche herummodeln; wir müssen uns nach ihr richten; wir können des Sonnenlichtes zum Leben nicht entbehren, und der Sonnenschein muß bei der Wahl der Wohnung, bei der Wahl der einzelnen Zimmer unser Führer sein. Wer ein freistehendes Haus besitzt oder miethet, der hat das Glück, daß ihm Licht und Schatten gleichmäßig zugetheilt sind. Dieses Glückes sind die Reichen in den Villenvierteln der Großstädte und die große Masse der Leute auf dem Lande theilhaftig. Sie können die Wahl ihrer Zimmer nach der Sonne einrichten. Für sie möge die Nordseite des Hauses als die wahre Schattenseite, die übe Seite gelten. Sie werden sich vielleicht an ein paar glühend heißen Sommertagen in dieselbe „retten"; aber für den dauernden Aufenthalt ist sie nicht geeignet. Hier können je nach Mitteln und Bedürfnissen die Parlors sich befinden, die Bibliothek oder das Arbeitszimmer, die Speisezimmer gehören auf die Sonnenseite. Wer so glücklich ist, daß er über viele Räume verfügen kann, der kann das Schlafzimmer nach Osten verlegen; die Sonne wird ihn mahnen, früh aufzustehen, und er wird sich gewöhnen, frühzeitig die Nachtruhe aufzusuchen. Die Westseite eignet sich weniger für das Schlafzimmer, da sie im Sommer durch die Strahlen der Abendsonne zu sehr erhitzt wird. Aber es gibt eine Masse von Menschen, die über Einzelhäuser nicht verfügen können, die sich in den weiten Straßenflüchten der Großstädte einmiethen müssen. Soweit es irgend möglich ist, sei auch für sie bei der Wahl der Wohnung die Sonne der Leitstern.

Sie werden allerdings nicht von einer Wahl der Zimmer viel sprechen können, denn wenn sie nicht gerade in einem Eckhause wohnen, so werden sie nur über eine Nord- und Südseite oder eine Ost- und Westseite und dergl. verfügen können, wobei die bewohnbaren Räume in der überwiegenden Mehrzahl nach der Straßenfront zu gelegen sein werden. Für sie mag bei der Wahl der Wohnung der Grundsatz gelten, daß eine nach Norden gerichtete Front, in welche niemals der Sonnenschein dringt, zu meiden ist; sie mögen den Ausspruch eines Gesundheitslehrers beachten, daß sie beim Miethen einer solchen Wohnung außer dem Miethzins noch eine Abgabe an Gesundheit und Apothekerrechnung wegen Katarrh, Rheumatismus und Blutarmuth zu zahlen haben werden. In solchen Wohnungen herrscht ein ewiger Winter, vom keinem Sonnenschein verklärt; die Blumen am Fenster siechen in ihnen dahin und auch die Menschen können in ihnen nicht gut gedeihen. Fassen wir Alles zusammen, was wir bis jetzt gesagt haben, so sehen wir, daß das Licht in gesundheitlichem Sinne unser bester Freund ist. Dort, wo es uns durch Uebermaß schädigen könnte, läßt es sich leicht abblenden, aber wo es gänzlich fehlt, da leidet unter diesem Mangel unsere Gesundheit; darum ist auch auf unserem Gebiete, der Ruf berechtigt: Mehr Licht.

Eine Geburtstagsüberraschung.

Der Geburtstag der Frau Sarah Kohn brach an. Das Geburtstagskind war schon außerordentlich auf das Geschenk